

Faulende Pflanzen.

Faulende Pflanzen! — Auf! Unangenehme „Düfte“, schmierige, vertrocknete Substanzen sind ihre Begleiterscheinungen, so daß Raie und Hände in gleichem Entsetzen zurückfahren, wenn die allmächtige Reuegierde, die man so gern mit dem Mäntelchen „Bühnenbühne“ umhängt, uns treibt, Untersuchungen anzustellen, wenn das Auge von einem geheimnisvoll phosphoreszierenden Leuchten in milder Sommernacht angezogen wird, das uns irgend ein Geheimnis, ein verborgenes Wunder vorkündigt.

Nun, dieses nächtliche Leuchten, dieses bläuliche oder grünliche Schimmern ist wenigstens wert, poetisch behandelt zu werden. Die schmerzhaften Sagengehalte des altgermanischen Götterglaubens werden in uns lebendig, wenn wir in der Geisterstunde an stillen Flüsse entlanggehen, wenn die Weiden zu geistlichen Gestalten werden, der Ziegenmeller lautlos durch die laue Luft schwebt und unter Auge plötzlich jenes Leuchten wahrnimmt. Aber die ganze phantastische Poesie geht zum Teufel, wenn wir der Sache auf den Grund gehen. Wir wissen ja längst, daß jene Lichterscheinungen in der Hauptsache durch Pilze und Bakterien hervorgerufen werden, deren Träger moderndes Holz ist, oder daß sie — wie es beim „Fäulnis“ der Fall ist — durch Verbrennung von Schwefelwasserstoff und Phosphorwasserstoff entstehen. Wir können den beim faulenden Holze beobachteten Lichtschimmer sogar selbst hervorzaubern, wenn wir irgend ein Stück Schlachtfleisch mit einer schwachen Kochsalzlösung anfeuchten. Durch die Gärung entwickeln sich bei niedriger Temperatur Leuchtbakterien in großer Zahl — wie gesagt: man kann auf diese Weise jeden Dämon im Tode mit einem Glorienkranz umgeben.

Aber zieht uns nur der Glanz an? Nur das Leuchten? Unendlich viel strahlt in der Natur ohne Glanz. Es vergeht, wie es gelebt, in Dunkel und Bescheidenheit, wir wissen nichts davon. Der todbende Herbststurm reißt die Blätter von den Bäumen; furchbar bedeckt das tote Laub den Boden, wir schreiten darüber hin, geschäftsperrige Menschen, denen das alles gleichgültig ist oder abgebeugte Verdorrene, die nichts davon wissen können, weil sie „leben“ müssen.

Totes, faulendes Laub! Gut! Es ist unter Umständen ein gutes Düngemittel, zum mindesten liefert es eine lockere Erde, für die Gärtner und Bauer passende Verwendung haben. Und doch offenbart die Natur auch in dem verwesenden, glanzlos verfallenden Laubblatt eine wunderbare Poesie des Jartes und Schönen!

Ich habe mir kürzlich zwei Blätter mit nach Hause genommen, zum Teil bereits durch Fäulnis zerlegt, die ich zwischen Filzpapier trocknete: ein Weichdorn- und ein Ahornblatt.

Das Weichdornblatt ist verhältnismäßig noch gut erhalten. Freilich trägt es schon die Farbe des Todes. Hellbraun mit dunkler Schattierung, ist es auf beiden Seiten mit noch dunkleren Rändlichen gemustert. Ich halte es gegen das Licht: die Spuren des Verfalls sind deutlich genug zu erkennen. Wozu seine Überreste lassen das Licht klar durchfallen, aber indem ich es aufhob, rettete ich vorderhand vor einer weiteren „Benagung“ durch den allbekannten „Jahn der Zeit“.

Aber da ist das andere! Die linke Hälfte des Ahornblattes ist noch fast unzerstört, jedoch die Mitte und die rechte Hälfte ist trüffeliger Spitzengewebe. Die feine Naderung ist wunderbar erhalten. Sie reizt zum Nachdenken; doch nur schwer gelingt es, die zarten Formen durch den Blei auf Papier zu bannen. Rechts unten ist auf dem Zellgewebe eine „glänzende“ Veranmlung von irgend-einwas. Tiere? Vielleicht Insekten? Das Vergrößerungsglas zeigt nur runde, schwarze, plattgedrückte Körnchen. Doch heute wirkt das tote Blatt lebendig als solches auf mich. Die geheimnisreichen Zellchen und Gänge, im Sommer die Wohnzimmerchen des Chlorophylls, des Plasmas, sie liegen, durch die Fäulnis von ihren Lebens-elementen getrennt, klar vor mir. Sie enthalten mir, ein lustvolles Gitterwerk, einen Teil der Geheimnisse des Blattes, sie geben mir in ihrem Tode ein Bild von des Blattes grünem, lichtstrebendem Leben im Sommer.

Die Fäulnis enthält all' diese Wunder. Sollte es nicht ebenso lobnend wie anregend sein, sich die Vorgänge etwas näher anzusehen? Wir wollen gern ein bißchen Verwesungsgeruch mit in Kauf nehmen, da lieber Himmel, in unseren Arbeits„räumen“ herrscht oft genug eine ganz andere Luft.

Der Fäulnisprozess stellt nichts anderes dar wie eine Gärung. Die Gärung ist uns bekannt, beispielsweise aus der Bier- und Weinbereitung. Die bei der Erzeugung dieser „geistigen“ Getränke eintretende Gärung (man bezeichnet sie als „alkoholische Gärung“) ist das Prototyp, das Urbild aller Gärungsarten, das heißt: der sich bei der alkoholischen Gärung abspielende chemische Prozess ist bei allen anderen Gärungsarten in seinen wesentlichen Grund-

zügen der gleiche. Jede Gärung zeichnet sich aus durch enorme „Stoffvergeudung“ (wenn das eine Auszeichnung ist). Indem nun aber bei der alkoholischen Gärung der Zucker den Stoff darstellt, der durch die Hefeplage in Massen „verschwendet“ wird, findet bei der „pflanzlichen Gärung“, um mich so auszudrücken, eine riesige Vergewandung des Protoplasmas statt. Das Protoplasma stellt das eigentliche Lebenselement der Pflanze dar, bei Pflanzen und Tieren ist das Leben an ein und dieselbe „Grundsubstanz“ gekettet, die sich in den Zellen befindet, an das Protoplasma. Diese wunderbare „Grundsubstanz“ enthält in der Hauptsache Eiweißstoffe. Der ganze Vorgang — der verwunderliche Abbau der pflanzlichen Eiweißstoffe — wird als Fäulnis bezeichnet.

So hat die Naturwissenschaft die Vorgänge beobachtet und dargestellt. Aber sie hat noch weiter geforscht, sie hat sich nicht mit dem scheinbaren Ende begnügt. Bis jetzt führte der Weg immer mehr abwärts, ja, wir haben die Bahn des Niederganges noch nicht einmal völlig durchgemessen.

Wir wissen alle, daß durch das Verfaulen irgendeines organischen Körpers, in unserem Falle eines Blattes, kein völliges Verschwinden eintritt. Nichts in der Natur vergeht, ohne eine Spur zurückzulassen, die von seiner einstigen Existenz Zeugnis ablegt. Auch das faulende Blatt macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Seiner zerfallenden Reste bemächtigen sich Mikroorganismen, die durch wechselseitige „Unterstützung“ bewirken, daß endlich, endlich von dem einstmaligen grünen Blatt nur noch leblose, „anorganische“ Stoffe vorhanden sind. Das Blatt als solches existiert nicht mehr, es ist un-scheinend völlig verschwunden.

Aber diese nunmehr vollkommene „Auflösung“ ist auch zugleich der Anfang der Auferstehung, der Beginn neuen Lebens. Es ist ja letzten Endes Nahrung, was durch den Fäulnisprozess geschaffen wurde, Nahrung für neue Pflanzen. In Stengel und Stamm steigen die Säfte, angefüllt mit diesen Nahrungsstoffen, empor, wenn der Frühling kommt. Ja, der Frühling! Vorkäuptig und mit einem Lächeln aus Sonne geht er vor wie ein junger Riese, der sich einen Rausch an seiner eigenen Stärke getrunken hat, breitet die Arme aus und erweckt trällernd das Ganze. Nichts kann ihm widerstehen! Er kugelt die schlafende Erde unter's Herz und ruft ausgelassen hinab in ihren dunklen Schob: Auf einmal Aufwacht!

Und tief unten zappeln die Wurzeln des Lebens und erwachen; sie bringen die Säfte wieder in Umlauf, Stachelhäuten und Feld-maus tummeln schlaftrunken herbor und fangen an, in der Heide zu pfeifen. Unten aus der Finsternis gäht und bubbelt es auf von all dem Alten, was da verwest, und das saure Wasser der Gräben flingt an, dem Meere zuzulaufen.“ (Velle der Eroberer, II. Teil.)

Es ist ein gewaltiger chemischer Prozess, den wir heute in seinen großen Umrisen verfolgt haben. Vom Leben über scheinbaren Tod zu neuem Erwachen: ein ewiger Kreislauf!

C. D.

Kleines Feuilleton.

Anatole France über den Frieden.

Anatole France äußerte sich kürzlich, wie die „Friedenswarte“ vom November meldet, in einem Gespräch mit einem angesehenen schweizerischen Gelehrten wie folgt: „Ich habe mich während des Krieges von allen Erklärungen ferngehalten, weil ich auf dem Standpunkt stehe, daß der wahre Kulturkampf erst dann ein Urteil fällen soll, wenn er von den Dingen, die er beurteilen will, den nötigen Abstand erlangt hat. Wir stehen zu dicht vor dem grauen-vollen Kriegsgemälde und empfinden infolgedessen noch nicht die große, erlösende Wirkung des ganzen Bildes, sondern sehen nur wüste, feldtame Farbenflecke. Bis jetzt sind auch die Ursachen des Krieges nicht klar zu erkennen; was darüber gesagt wurde, kann man glauben oder nicht. Wir werden erst nach vielen Jahren, und dann auch nur durch gründliche un-parteiische Untersuchungen, imstande sein, festzustellen, was zum Kriege geführt hat. Das Unwetter stand schon seit vielen Jahren am Himmel, und wir haben es alle herausziehen sehen. Wir wußten, daß eine Auseinandersetzung kommen müsse; eine kluge Diplomatie hätte sie vielleicht verschoben, aber nicht verhindern können. Was kluge Diplomaten nun aber vorbereiten und zustande bringen können, ist die Arbeit für den Frieden. Es wäre töricht, wenn man leugnen wollte, daß der Friedens-wille überall stark entwickelt ist. Ich gebe zu, daß der Deutsches im französischen Volk sehr groß ist, aber das Verlangen nach Frieden ist noch größer und härter. Wir in Frankreich glauben natürlich, daß wir siegen werden, und ebenso natürlich ist es, daß die Deutschen an ihren Sieg glauben. Aber es scheint beinahe, daß wir Franzosen, um den Sieg zu verlangen, die ganze männliche Kraft

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Mola.

Der Vater ging im Raume auf und nieder. Fritz hörte die Dielen knarren. Die Mutter lag wohl schon im Bett und die Kleinen schliefen. Fritz Schiller erschauert, der Atem stockte, nun stand der Vater dicht vor der Kammertür. Doch Fritz Schiller stolzte nicht! Diesmal nicht! Sein Ohr war wie ange-bunden. Der Vater las vor.

„... Höre zu, Dorothea, wie das klingt und in die Herzen heißet:

„Ihr habt der Menschheit heilige Wunde tief herunter entweiht. Sie hätten Engel mit Zauchzen, und mit weinendem Dank von der Könige König empfangen. Oh, ihr standet erhaben; um eure Throne verlammet, stand das Menschengeschlecht. Weit war der Schaulplatz, der Lohn groß, Menschlich und edel zu sein. Die Himmel lahn Euch. Es wandten

Alle Himmel ihr Angeficht weg, wenn sie sahen, was ihr tatet; Wenn sie sahen den mordenden Krieg des Menschengeschlechtes Brandmal alle Jahrhunderte durch, der untersten Hölle lautestes, schredlichstes Hohngeflächter, den ewigen Schlummer Eurer Augen, daß neben Euch drückte der kriegende Kiesel, keine Tugend belohnt, und keine Träne getrocknet! ...“

und als er das Herrliche gelesen hatte, Dorothea, hat er die Augen zu und aufgetan und mit heiligem Eifer und zündendem Wort von der deutschen Dichtung geredet, so sich endlich aufredet. Daß die Menschheit das Joah der Herr-schaft abschütteln müßte, hat er gesagt — den, Dorothea, was er wagt! — wie die Bäume, Sträucher und jegliche Kreatur der Natur vergewaltigt seien nach dem Willen eines einzigen Herrn, die Menschen nicht ausgenommen! so sei die teutsche Dichtung bis heute gewesen. Eine neue Zeit steiget auf, die alle stark erschnitten, die eignen Herzens seien, eine Zeit, die siegen werde und der Tüchtigkeit die Palme reichen würde. Nun nahe bald das Gericht! Und dann las er; Dorothea, höre zu! — wo ist es denn gleich? — Da! Höre zu!

„Als Gott sein Angeficht wandte, Schauer! es unter der Könige Fuß in den weiten Gefilden, kam ein Sturm von dem Thron, und in den Nächten des Sturmes alle Todesengel herab. Die Könige flohen. Kein Erdbeben erbarmte sich ihrer, sie vor dem Anschau Und dem kommenden Schweben der Todesengel zu decken.“

Frankreich opfern müssen. Ich weiß nicht, ob ein verständiger Diplomat unferem gemarterten Lande dieses fürchterliche Blutvergießen nicht durch einen diplomatischen Sieg, der die Strategen entlastete, ersparen könnte. Der Friede würde vielleicht nicht mehr so fern sein, wenn man auf der einen Seite zu erkennen gäbe, daß man bereit sei, die andere ruhig anzuhören. Aber bis jetzt klingt bei uns aus jeder halbamtlichen Erklärung nur Haß und Wut, und das Schlachten geht weiter. Verge von Leichen stapeln sich auf und ein Hagel von Eiern durchwühlt den schönen französischen Boden. Jede amtliche Erklärung läßt den Eisenregen zunehmen, jedes Wort des Gaffes von seiten der Leiter der Regierung (die nicht immer die Meinung des Landes aussprechen) mordert Hundert-tausende. Es wäre besser, wenn in Ministerien und Parlamenten vorläufig nur hinter geschlossenen Türen gesprochen würde. Die Menschheit will keine Worte des Gaffes und der blinden Wut mehr hören, ihre Ohren sind des gisterfüllten Geschreis müde geworden. Jeder verlangt nach der himmlischen Musik des Friedens. Mütter, Frauen und Kinder wünschen, daß der Sohn, der Mann, der Vater wieder zurückkehre, wieder mit ihnen an Tische sitze und wieder den Spaten zur Hand nehme, um den wackerländischen Boden zu bebauen. Wenn die Männer wieder in die Werkstätten, in die Fabriken, in die Kontore und in die Hörsäle zurückgekehrt sein werden, werden nicht mehr die Namen genannt werden von denen, welche sie in den Krieg geführt haben, sondern der Name des Mannes, der sie aus der Hölle von Feuer und Eisen, von Nord und Blut wieder nach Hause brachte, des Mannes, der den Frieden brachte. Wer wird dieser Mann sein? ...“

Curtea d'Arges.

Aus dem schönsten Idyll ist, gleichsam über Nacht, ein blutiges Drama geworden, in den Frieden von Curtea d'Arges ist der wilde Krieg mit all seinen Schreden eingedrungen. Die große Kirche und Verühmtheit von Curtea d'Arges ist seine Kirche, die älteste und wohl auch die interessanteste, die Rumänien überhaupt besitzt. Sie hat auch die Teilnahme des Königs Karol erragt, der eine um-fassende und streng siltreine Wiederherstellung durchzuführen ließ. Da-durch ist sie in einer wunderbaren orientalischen Pracht neu er-standen. Die feinsten asiatischen und griechischen Marmorarten, die reichste Bildhauerarbeit und prachtvolle Mosaiken dienen zu ihrer Ausstattung. Die Kirche ist in hellgrauem Stein aufgeführt, grün und blau bemalt und leicht vergolbet, und jedes Fenster ist anders gemeißelt. Sie sind nur zehn Zentimeter breit; da aber das ganze Innere der Kirche auf Goldgrund gemalt ist, so scheint sie, wie die Königin Elisabeth einmal bemerkt hat, in goldenem Lichte zu schwimmen. Die Kunsthistoriker sind sich über die Stil-zugehörigkeit dieses Bauwerkes nicht einig. Es klingt an armenische Motive an, bleibt aber doch in seinem Grundtone, wie Rumaniens Kirchen überhaupt, byzantinisch.

Am rauschenden Arges-Flusse liegt Curtea am Fuße der Kar-pathen. Tritt man auf den weiten, in Rosen schimmernden Platz vor der Kirche, so umfäßt das Auge mit einem Blide das ganze ge-waltige Gebirgsparorama in all seiner großartigen Schönheit. Verg nach Berg, Kette nach Kette, alle waldbekrönt, und durch sie bricht der braunrote Bergfluß sich Bahn. Zunächst Curtea d'Arges liegen noch schöne weite Wiesen, auf denen in glücklicheren Zeiten Schweine und Kühe friedlich weideten. Aber folgt man der kleinen, für die Beförderung des Holzes erbauten Bahn, so befindet man sich bald in einer völlig veränderten Szenerie: das Tal wird enger, das Gebräge der Landschaft wilder. Hoch droben, von der Höhe des Gebirges, trägt das wilde Wasser die dort gefällten Stämme der weiten Wälder herab, bis sie von Gumpana aus mit der erwähnten Bahn nach dem großen Sägewerk von Curtea d'Arges befördert werden. Dies ist gleichsam der letzte Vorposten modernen Lebens gegen das wilde Waldgebirge hin, in dessen dunklen Forsten noch heute Meißer Peh sein Weien treibt.

In Curtea d'Arges hat das rumänische Königspaar seine letzte Ruhestätte gefunden.

Notizen.

— Deutsches Gastspiel in Scandinavien. Das Lessing-Theater beabsichtigt in Stockholm, Kopenhagen, Kristiania und Bergen mit Dramen von Schiller, Ibsen und Haupt-mann Gastspiele zu geben.

— Ein neues Buch von Wilhelm Bölsche erscheint unter dem Titel: Neue Welten, die Eroberung der Erde in Dar-stellungen großer Naturforscher, im Verlag der Deutschen Biblio-thek.

— Heber Polen spricht Herr Redmann-Strakau am 2. Dezember im Reichstagsaal in der Vortragsreihe „Unsere Feinde und die unterdrückten Völker“.

Wenn Filling, Er, kein Flegel wär,  
Dann spräch er nicht per Er ...“

„Aber, Fritze!“ sagte leise mahnend die Mutterstimme aus dem elterlichen Ehebett. Woher nahm der Bub auf einmal den Mut?

„Was sind das vor respektlose Reden?“ ging des Vaters Rede los. „Troll' Er sich ins Bett, Er Fretsdachs! So was hört man nicht, geschweige denn, memorierei man's nach. Das kommt davon, wenn man Wuben ernst nimmt und sie Dinge fraget, die nur Erwachsene besprechen sollen. Ich hätt's wissen können. Geschicht mir recht! Troll' Er sich, sonst schaff' ich ihm Peine, Er Galgenstrick! — Beda! Was hat Er für blaue Fleck' auf Seinem Hinterteil blähen? Komm' Er her!“

Gefenken Hauptes und raslos mit den Händen den Hemd-zipfel drehend, gab Fritz Schiller die geziemende Antwort: „Gott hat mich durch den hochzuberehenden Herrn Präzeptor vor das nächste Mal, im voraus, strafen lassen; der hoch-ehrwürdige Herr Präzeptor hat gemeinet, ich hätt' mit der Papierkugel geschmissen; es war ein anderer.“

„Was ist Er vor ein merkwürdig Ruchlein! Geh' Er schlafen!“ Des Vaters Stimme war mild geworden. Halb besiegt schloß Kaspar Schiller murrend die Kammertür. „Fast hätt' ich mein nögligs (Nachtgewand) vergessen.“ meinte er be-dächtig. „Es hat also seine Wichtigkeit mit dem, was ich vorhin sagte, Dorothea; so einen Mann, wie den Schubart, gebrauchen sie nicht zu Ludwigsburg; so einen Mann gebraucht man nicht!“ Und er begann die Polster seines Lagers in eine bestimmte Ordnung zu legen, die niemand außer ihm kannte, die aber für seinen gerühigen Schlaf sehr von-nöten schien. Frau Dorothea dachte nach, wie sonderbar ihr Fritze jetzt wieder gewesen war. Sie wurde nicht recht klar aus ihm ...“

Das „Fritze“ sinnierte nebenan: Am Fenster standen die Sterne und leuchteten unerforsch-lich. Jede Nacht waren sie dort. Jedes Sandkorn fand seinen Platz in der Ewigkeit. Jeder Planet kreifte in fester Bahn, wo war des Menschen Ort und Ankerplatz? Fritz Schiller schloß sich im Bette aufrecht. „Keine Tugend belohnt und keine Träne getrocknet.“ Eines der Kleinen nebenan weinte, dann sprach wieder Vaters Stimme, er hörte sie, fern und verschwommen.

(Fortf. folgt.)

und dann hat er, selbst ein Poet, zur Subskription vor Klopstock aufgefördert. So reiht das Genie die andern mit fort! — Birkt sehen, Dorothea, das bricht Herrn Schubart das Genick. Etliche waren da, so schiefe Köpfe machten, auch Filling, der Dekan. Der muß ihm nicht grün sein. Der hat einen Jahn auf alles, was denkt. Meinst du, er hat mir vor die Zusendung der „Deonomischen Beiträge“ gedankt?“

Des Vaters fester Schritt ging zur Kammertür. Wirklich? Ja? Er kam! Kein Zweifel! Fritz Schiller slog, instinktleitend, ins Bett. „Kein Erdbeben erbarmte sich ihrer, sie vor dem Anschau und dem kommenden Schweben der Todesengel zu decken.“ Wie schön das war! Ein Lichtschein trod durch die geöffnete Tür. Fritz Schiller preßte die Augen zu, fast glaubte er selbst, daß er schlief.

„Fritz? — Hallo! Fritz, ermuntere Er sich; ich will ihn was fragen.“ erklang des Vaters Stimme.

„Ja? — Was ist, Herr Vater?“ er tat ganz benommen vom Schlaf und zog schnell die Füße unter die Decke; er hatte nämlich vergessen, die drüberzuziehen. „Was ist? — Ich bin schon erwacht.“ und rieb sich zum Scheine die Augen.

„Komm' Er zur Tür, ich will nicht so laut reden, sonst wachen die weiblichen enfants (Kinder) auf. Seh' er mich nicht an, ich bin halb entblöhet und mein Pops ist nicht ge-flochten. Stell' Er sich mit dem Rücken zur Tür gewandt! — So! So ist es recht!“

Mit wirbelnden Schlafen und in tiefster Seele bewegt, starrte Fritz Schiller zu Boden. Wie ein atemhemmender Sturm war's gewesen. Das hatte gedraust, wie das markige Bibelwort, wie Luthers Mund im Feuertiel. Nein, noch viel schöner ...“

„Sag' Er mir, wie stehet eigentlich der hoch zu venerierende Herr Dekan Filling mit dem Organisten Schubart? Das muß Er wissen, wo Er sie täglich zusammen sieht! Sag' Er?“

„Der Herr Dekan bläuet uns oft, weil wir lieber Herrn Schubart's Orgelpiel lauschen, denn der Christenlehr.“

„Das ist auch unziemlich.“ nützte Kaspar Schiller mit einem Verweis die Gelegenheit. „Weiter!“

„Aber Herr Schubart getrauet sich was! Er ist ein kühner Kopf, der Hochachtung heischet. Er hat auf Herrn Filling ein schlagend' Verslein gemacht, weil er ihn mit „Er“ tituliret. Das Verslein gehet:

